

verdanken, daß jedenfalls ein christlicher Lebensinhalt vielen derjenigen erhalten worden ist, die sich unter keine Konfession oder bestimmte Kirchenformen fügen können. Auch Nydberg hätte sich ohne Zögern als Lutheraner bezeichnen können, wenn man ihm das Luthertum nicht gerade als Konfession, sondern als persönliche Kultur unterbreitet hätte.

Das letzte, was das schwedische Luthertum entdeckte, war ganz wie in allen lutherischen Ländern: Luther selbst. Das man über alle Darstellungen der Konfession hinaus zu ihm und zu seinem Glauben hineindringen muß, um wahres Luthertum zu begreifen und zu erleben, das ist eine Wahrheit, die sich anzueignen der neuen Generation in diesem Lande vorbehalten ist. Eine Ahnung von diesem hatte schon der lundensische Bischof Thomander gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Von dem Dompropst zu Lund P. Eklund wurde es klar ausgesprochen, so wie es schon Ritschl und Harnack gefaßt und gelehrt hatten; und heute braucht man nur das schöne Buch, das der Erzbischof Söderblom von Humor und Melancholie bei Luther geschrieben hat, zu lesen, um einen lebendigen Eindruck davon zu haben, wie eifrig man sich bemüht, in die selbst-eigene Seele des großen Reformators einzudringen, um in dieser und nicht nur im Bekenntnis seiner Lehre die Quelle des Glaubens zu finden.

Er bleibt, er selbst, der Kern des Luthertums, um den sich alles bilden muß. Er hat nicht nur den Typus geschaffen, er ist selbst der Typus des Lebens, das von ihm ausgeht. Um ihn schließen wir uns alle wie Brüder um den Vater, oder lieber um den älteren Bruder, der uns den Weg gewiesen hat. Ihn zu kennen, ihn zu verstehen, ihn zu lieben und ihn zu verwirklichen, das ist die geistige Aufgabe, die den evangelischen Kirchen der Ostseeländer vorbehalten ist.



Die Wittembergisch Nachtigal

Von Hans Joachim Moser, Heidelberg

Bekannt ist das herzliche Reimgedicht, das der große Nürnberger „Schuh—macher und Poet dazu“ Hans Sachs „Anno salutis 1523, Am 8. Tage Julij“ auf Martin Luther verfaßt hat:

Wach auff es nahend gen den tag,
ich hör singen im grünen Hag
ein wunnigliche Nachtigal
ihr stimb durchklinget Berg vnd Thal usw.

Hans Sachs beschreibt, wie durch ihren klaren Gesang die Schafe „dürre und argt“ erweckt, die Löwen und Wölfe übertönt werden, und gibt die Deutung:

Nun das ihr klärer möcht verstan,
wer die lieblich Nachtigal sey,
die vns den hellen tag außschrey,
ist Doctor Martinus Luther,
zu Wittenberg Augustiner,
der vns auffwecket von der Nacht,
darein der Monschein vns hat bracht usw.

Wie kam Sachs dazu, den Reformator eine Nachtigall zu nennen, war das ein willkürlich erfundenes Bild? Wer sich im deutschen Volkslied auskennt, muß die Frage verneinen. Hätte Sachs die Strophenform gewählt, so hätte er auch über dies sein Luthergedicht jene Aufschrift von 1525 setzen können, die seinem berühmtesten Liede eignet, „Wach auff, meins herzen schöne, du Christenliche schar“, nämlich „Ein schöne Tageweyß“. Man könnte sagen, das Motiv von der Nachtigal sei so alt wie die verfolgbare deutsche Lyrik überhaupt, und es gibt Hans Sachsens Luthergedicht einen tieferen, volleren Sinn, wenn man sich die Entwicklung dieses seines Leitgedankens einmal vergegenwärtigt. Schon im Wort Nachtigal steckt ja ein Stückchen Poesie; denn sie, die durch die „Nacht“ „gällt“, wird zu einer ganz besonderen Sängerin, wenn man bedenkt, daß das althochdeutsche „galan“ oft den Sinn von „Zauberlied singen“ besitzt. Aber die Nachtigall ist in das Tagelied erst später eingezogen, ursprünglich steht an ihrer Stelle der wahtaere, der Burgtrompeter, der mit seinem Horn die Liebenden, die heimlich und verbotenerweis beieinander weilen, auseinandertreibt. In dieser Form hat das Motiv manch klassischem Minnelied gedient und auch den Hauptstoff für die ersten deutschen Versuche weltlicher Polyphonie geliefert, dieweil im Tag- und Nachthorn des Münchs von Salzburg (Ende des 14. Jahrhundert in der Mondseer Liederhandschrift, auch Spörliederbuch genannt), und noch kunstvoller bei dem Tiroler Ritter Oswald von Wolkenstein das traurige Wechselgespräch der

scheidenden Duhlen mit der ungeduldigen Stimme des Horns oder auch dem vor „Klaffern“ warnenden Wächtersang sich eigentümlich dramatisch mischt. Von hier hat sich ein berühmter Absenker zum Kirchenliede gebildet in Ph. Nicolais geistlichem Kontrafaktum „Wachet auf, ruft uns die Stimme des Wächters sehr hoch von der Sinne, wach auf, du Stadt Jerusalem“; und noch das gewaltige Nachterzett zwischen Tristan, Isolde und der angstvoll wachenden Brangäne in Wagners Musikdrama ist ein Tagelied größten Stiles.

In dem volkstümlichen Wächterlied von 1535 „Wach auf, wach auf, mit heller Stimm“ wird diese nächtliche Scheideszene zu einem Auftritt zwischen „Knab und Mägdelein“ verallgemeinert bzw. verbürgerlicht. Schon früh wurde sie aber auch ins Komische gewendet, so im 13. Jahrhundert von dem Schweizer Minnesänger Steinmar, später wiederum und mit gewollt derber Volksmelodie vom genannten Salzburger Münch Hermann in dem Lied vom „untarnslaf“ (Nachmittagschlaf), wo an die Stelle von Ritter und Edelfrau Knecht und Magd auf der Alm getreten sind und statt des ritterlichen „trumpets“ der „pomhart“ des Kuhhirten urtümlich dazwischenklingt. Nachdem so einmal in das Motiv Bresche gelegt war, hat das Volkslied auf seine Art den Weckenden in eine Stimme der Natur abgewandelt. So heißt es in einem der schönsten Lieder des 15. Jahrhunderts, das auch in der frühen Reformationsgeschichte durch Hinweis auf Herzog Ulrich von Württemberg seine Rolle spielen sollte: „Aus Herzweh klagt sich ein Held“, Strophe 9:

„Der wachter sach am firmament,
 Das sich die Nacht tadt enden.
 Ain starcker wint von orient
 Thedt vns den tag hersenden.
 Die hannen schreyen auf dem gehd,
 [die] Hunde die thundt jagen.
 Fraw nachtigall sitzt auff gronem zweyg,
 singt vns ain suße melody:
 „Wol auff, wan es wil tagen.“

In diesem Gesetz möchte ich die Kernzelle zu Hans Sachsens Luthergedicht sehen: hier haben wir statt des Wächters die Nachtigall, sie sitzt statt im „grünen hag“ auf „grünem Zweig“; die Parallele zwischen „Wol auff, wan es wil tagen“ und „Wach

auff, es nahend gen den tag" ist ebenso deutlich, und besonders auffallend ist die Gemeinsamkeit des „Orient“; bei Hans Sachs heißt es nämlich erweiternd:

Die Nacht neigt sich gen Occident
Der Tag geht auff von Orient.
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die liechte Sonn thet plicken
Des Mondes schein that sich verdrücken.

Allerdings läßt sich auch jenes Morgenständchen (1574 aufgezeichnet) heranziehen, das offenbar die Vorlage zu Sachsens gleichnamigem Kontrafakt von 1525 gebildet hat:

Wach auf, meins Herzens Schöne,
Herzallerliebste mein,
ich hör ein süß Getöne
von kleinen Waldböglein,
die hör ich so lieblich singen,
ich meint, es woll des Tages Schein
vom Orient herdringen.

Mit fast gleichlautenden Strophen im Liederbuch der Nonne Klara Häßlerin (Augsburg 1476) binden sich diese Belege schier zu einem Typ.

Vielleicht klingt noch der alte Wächtergedanke nach, wenn es von der Nachtigall anderswo im Volkslied des 16. Jahrhunderts heißt: sie „trompetet“ —; und auch noch im heutigen Volkslied ist sie es, die gegen die Naturgeschichte der Liebenden den Morgen ankündet. Richtiger heißt es in Shakespeares herrlichem Tagelied, der Nachtzene zwischen Romeo und Julia: „Die Lerche war's, und nicht die Nachtigall“. Richard Wagner aber läßt die acht ersten Zeilen von Sachsens Luthergedicht in den „Meistersingern“ durch das Volk vom Reformator wegwenden auf das Nürnberger Schuloberhaupt mit dem strahlenden Gesang des „Wach auf“; zu dessen Bearbeitung von S. Dohs im Kaiserliederbuch für gemischten Chor hat H. Abert eine kennenswerte zweite Strophe hinzugesetzt, die das Lied zum vaterländischen Hymnus erweitert. Offenbar in Anlehnung an die alten patriotisch gewendeten Tagelieder „Wach auf, du werte teutsche Nation“ und Johann Walters „Wach auf, wach auf, du teutsches

Land, du hast genug geschlafen" sowie an zweite Stellen in Luthers „Fester Burg“ heißt es da:

Wach auf, du liebe deutsche Welt!
Blick auf zum klaren Himmelszelt!
Vergangen ist des Winters Nacht,
der Frühling braust durchs Land mit Macht.
Laßt draun der Feinde finstern Chor,
der Lenz trägt uns das Banner vor!
Das Reich sie sollen lassen stahn,
das unsrer Väter Schwert gewann.

So spinnt sich ein großer Zusammenhang von Wolframs Zeit bis zu unseren Tagen, und Luther steht mitten in der höchsten Wölbung dieses Bogens.



Bücherschau

Fendt, Leonhardt: Der lutherische Gottesdienst des 16. Jahrhunderts. Aus der Welt christlicher Frömmigkeit. Band 5. 386 Seiten. München 1923. 5,— M.

Vor 400 Jahren, am 29. Oktober 1525, wurde in der Wittenberger Stadt- und Pfarrkirche zum ersten Male der Gottesdienst nach der Ordnung gehalten, die Luther dann 1526 als „Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes“ veröffentlicht hat. Gegenüber allerhand kritischen Stimmen, die diesen für die Jahrhunderte maßgebend gewordenen Typus lutherischen Gottesdienstes als unmaßgeblich für die gegenwärtige Kulturreform ablehnen, stellt sie Fendt in ihrer grundsätzlichen Bedeutung sicher. Eine genaue Skizze seiner Gedanken scheint angebracht.

Der Mensch des 20. Jahrhunderts steht ratlos vor der gegensätzlichen Beurteilung des katholischen Messgottesdienstes — bei den einen findet er Bewunderung, bei den anderen schroffe Ablehnung. Bedenkt er aber, daß auf der einen Seite die innere Artung der Menschen für das Urteil ausschlaggebend ist, daß auf der anderen Seite die fest gewordene Form des Gottesdienstes ihre eigenen Gesetze hat, die die Artung zum Vorteil oder Nachteil verdrängt, so erkennt er in dem Hin und Her zwischen der Artung des Menschen und der festen Form die Kämpfe des Geistes mit der Welt des Stoffes.

Die Abendmahlsfeier ist ursprünglich in den Eukanischen Schriften der jubelnde Ausdruck der Besitzfreude der Uchrisen: Der Herr lebt und richtet sein Reich auf. Sie ist daher ein Freudenmahl der Dankagung. Diese Freude, die bei den Korinthern in profane Fröhlichkeit umzuschlagen drohte, wurde von Paulus durch die Erinnerung an den Tod Jesu temperiert. Die damit einsetzende, durch die Rücksicht auf die tatsächliche Veränderung der Art der Christen bedingte Verschiebung setzte sich fort, als die Christen sich nicht mehr als